

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 38

Nachruf: Placid Weissenbach : ehemaliger Präsident der Generaldirektion der Schweizerischen Bundesbahnen
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

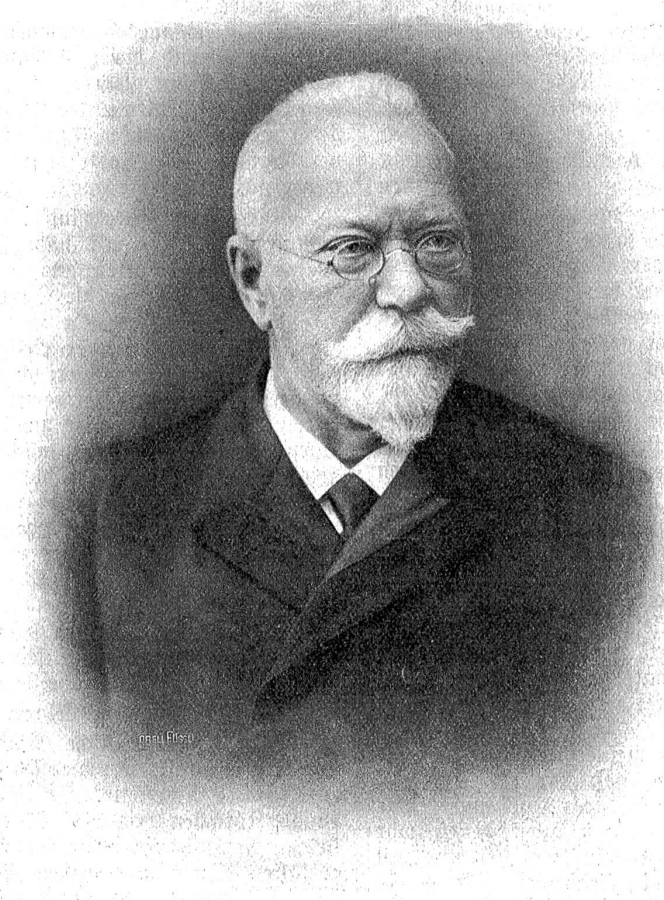
19. September

† Placid Weißenbach, ehemaliger Präsident der Generaldirektion der Schweizerischen Bundesbahnen.

In Aarau starb am 7. September im 74. Altersjahr Herr Placid Weißenbach, der ehemalige Präsident der Generaldirektion unserer Bundesbahnen. In ihm hat die Schweiz einen außerordentlich einsichtsvollen und hochverdienten Fachmann und Leiter des Eisenbahnwesens verloren. Placid Weißenbach stammte, wie wir der Zürcher Wochenschrift entnehmen, aus Bremgarten (Kt. Aargau), wo er als Sohn des Fürsprechers und nachmaligen Obergerichters und Ständerats Placid Weißenbach am 29. März 1841 geboren wurde. Nach Absolvierung der Kantonschule in Aarau studierte er die Rechte in Heidelberg, München, Berlin und Paris. Schon mit 21 Jahren bestand er das Fürsprecher-Examen. 1868 trat er als Mitglied des Großen Rates seines Heimatkantons ins politische Leben ein. 1872 wurde er in den Nationalrat gewählt. Schon nach zwei Jahren zog er sich aus dem eidgenössischen Parlament zurück, um in Basel die Stelle des Generalsekretärs der Schweizerischen Zentralbahn anzutreten. 1879 wurde er Mitglied der Direktion dieser Bahngesellschaft, die er von 1888 bis 1896 präsidierte. Auch in Basel beteiligte er sich am politischen Leben als Mitglied und 1890 als Präsident des Großen Rates. Nachdem Weißenbach schon 1894 in seiner Broschüre „Rückkauf oder Expropriation“ mit großem Weitblick und einflussreich die Nationalisierung unseres Eisenbahnwesens be-

fürwortet hatte, amtierte er von 1897 bis 1901 als administrativer Direktor im eidgenössischen Eisenbahndepartement und war an der Seite des damaligen Vorstehers des Departements, Herrn Bundesrat Zemp, der tatkräftige Förderer des großen Werkes der Verstaatlichung unserer Bahnen. Nach glücklicher Durchführung des Rückkaufs der Hauptbahnen wurde Herr Weißenbach 1901 als erster Präsident

an die Spitze der Generaldirektion der Bundesbahnen berufen. Auf diesem wichtigen Posten verblieb er bis Ende 1911. Als er aus Altersrücksichten seinen Rücktritt nahm, verdankte ihm der Bundesrat seine ausgezeichneten Dienste u. a. mit folgenden Worten: „Mit außergewöhnlichem Fleiße und mit großer Hingebung und Sachkenntnis haben Sie schon regen Anteil an den Vorarbeiten für die Verstaatlichung der Hauptbahnen genommen und sodann vom Juli 1901 an mit Auszeichnung das Amt eines Mitgliedes und Präsidenten der Generaldirektion versehen. Ihrer außerordentlichen Energie und Ihrer reichen Erfahrung ist es auch zum größten Teile zu verdanken, daß die Schweizerischen Bundesbahnen die finanzielle Krisis, die sie in den Jahren 1908 und 1909 durchzumachen hatten, nunmehr glücklich überwunden haben, so daß heute die finanzielle Lage der Schweizerischen Bundesbahnen als saniert betrachtet werden kann. In äußerst schwierigen Eisenbahnfragen haben Sie wiederholt dem Eisenbahn-



† Placid Weissenbach, ehemaliger Präsident der Generaldirektion der S. B. B.

departement vortreffliche Gutachten geliefert, und oft hatten wir auch Gelegenheit, in mündlichem Verkehr Ihre sehr geschätzten Ratsschlüsse einzuholen.“ Ebenso ehrend war die offizielle Anerkennung, die Herr Ständerat von Arx als Verwaltungsratspräsident der Schweizerischen Bundesbahnen dem Zurücktretenden zollte: er nannte ihn den berufensten Berater und Mitarbeiter des verstorbenen Herrn Bundesrat Zemp in der Durchführung der Eisenbahnverstaatlichung und in der Leitung des vaterländischen Unternehmens der Bundesbahnen.

Herr Weissenbach zog sich in seinen Heimatanton zurück, wo er im Winter in Narau, im Sommer in seiner Geburtsstadt Bremgarten wohnte. Auch sein Otium hat noch eine

schöne und bedeutsame Frucht gezeitigt. Er vollendete im vergangenen und in diesem Jahre die beiden bei Drell Füllli in Zürich erschienenen Bände: „Das Eisenbahnwesen der Schweiz“, ein für die verkehrspolitische Geschichte unseres Landes geradezu grundlegendes Werk.

Leider sollte es Herrn Weissenbach nicht lange mehr vergönnt sein, an der Seite seiner treuen, verständnisvollen Lebensgefährtin der verdienten Ruhe zu genießen. Ein schweres Leiden, das vor Jahresfrist auftrat, und das man vergeblich durch eine Operation zu heben suchte, führte das Ende dieses reichen Lebens herbei. Im ganzen Vaterland wird der Name Weissenbach dauernd mit Hochachtung genannt werden.

Auch ein Fähnlein von Aufrechten.

Don Johannes Jegerlehner.

(Schluß.)

Als Gerland aufgerufen wurde, trat er vor die Klasse, wischte mit der Rechten über die kluge weiße Stirne, schlug mit preußischem Korporalschneid die Haden zusammen, legte ein blaues Heft auf die Bank und sagte, dem Lehrer das Gesicht zuwendend: „Ich habe den Vortrag aufgeschrieben, weil ich keine Zeit hatte, ihn zu lernen. Wir hatten gestern Abend noch Besuch und da —“

„Keine Einleitung — anfangen!“ unterbrach ihn der Lehrer. Da las er mit frischer, klingender Stimme:

„Kameraden! Seit ich in eure Klasse eingetreten bin, habe ich manchen Spässen und Hänseleien herhalten müssen. Das ist erklärlich und natürlich. Ein Reichsdeutscher mitten in eine Gesellschaft von Schweizer Jungen hineingesetzt, die schon ganz durchdrungen sind von dem Gedanken der Unübertrefflichkeit ihres Vaterlandes, der vielbesungenen freien Schweiz, wo kein Schukmann mit langem Schnauzbart, mit noch längerem Säbel und blinkendem Helm an jeder Ecke steht, der muß ja zu wichtigen politischen und schließlich auch mehr oder weniger persönlichen Auseinandersetzungen Anlaß geben. Hatte der eine über den deutschen Geheimrat und den wirklichen Geheimrat zu räsonnieren, so hielt der andere gelehrte Vorträge über das Thema: der deutsche Soldat, ein Parade- und Drillsoldat, als ob er in den tiefsten Grund des deutschen Heerwesens eingedrungen wäre. Oder wie ein anderer eines Tages sagte, der deutsche Offizier mache vor der Front nur den Gagel, oder wie das blöde Wort heißt, und das sagte er mir, der ich von einem deutschen Offizier ins Licht dieser Welt gehoben worden bin, der ich 16 Jahre in einer der größten Garnisonen des deutschen Reiches verlebt habe, wo fast jeder zweite Mensch ein Soldat ist. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, kam ich aber schon an. Ich wollte ihn doch nicht belehren, meinte er herablassend. Später stellte es sich heraus, daß er überhaupt noch nie einen deutschen Soldaten gesehen hatte.“

Solche Angriffe parierte ich mit der einzigen Waffe, mit der man etwas dagegen ausrichten kann, mit stoischem Gleichmut und mit ausgeprägter Friedensliebe. Damit kam ich auch so weit, daß der eine, der mich zuerst einen dummen Löl nannte, jetzt „mein kleiner Bruder“ zu mir sagt.

Das mußte ich vorausschicken, um zu zeigen, daß es auch für mich gar nicht so leicht war, stets die rechten Worte zu finden, da ich mich doch immer gegen eine Uebermacht verteidigen mußte.

Wenn ich in die tiefste Tiefe meiner Jugendzeit hinabsteige, so kann ich mich erinnern, daß wir oft, sehr oft, vom Kriege sprachen. Wir wußten zwar noch nicht, was wir uns unter Krieg vorstellen sollten, aber Krieg war uns halt Krieg. Da wurde mit Kugeln geschossen und mit Säbeln gehauen, natürlich auf die Franzosen, das waren ja unsere Feinde. Daß aber gerade so gut irgend ein anderes Volk unser Feind sein könnte und was überhaupt

ein Feind ist, darüber ließen wir uns keine grauen Haare wachsen. Trotzdem fürchteten wir uns vor dem Krieg, und es blieb uns immer nur eine Hoffnung, die Schweiz! Da gibt es einfach keinen Krieg, da gibt es keine Soldaten, die sich gegenseitig tot schießen, da gibt es überhaupt nichts als Frieden. Da muß es schön sein. Als ich dann älter wurde, fragte ich mich oft, warum gibt es eigentlich doch Soldaten in der schönen Schweiz? Doch eine Antwort konnte mir niemand geben. Als ich noch älter wurde und in der Schule lernte von einem Wiener Kongreß, wo auf einer langen Papierrolle aufgeschrieben steht, daß die Schweiz ein neutrales Land sei, daß niemand mit kriegerischen Absichten das Land betreten dürfe, daß aber auch die Schweiz sich in keinen Streit mit andern Völkern verwickeln dürfe, da wußte ich gar nicht mehr aus und ein. Die Schweizer haben Soldaten, Kanonen und Gewehre und dürfen sie nicht gebrauchen? Das schien mir doch sehr merkwürdig, und dieser Gedanke hat mir viel zu schaffen gemacht. Ich bin nie recht aus diesem Wirrwar von Völkerverträgen, Neutralitätserklärungen und Soldaten herausgekommen, und diese Unsicherheit verleitete mich zu dem verhängnisvollen Wort: „was nützen euch die guten Gewehre, wenn ihr sie nicht gebrauchen dürft!“

Aber noch etwas muß ich erwähnen, und das ist die Hauptsache. Schon oft habe ich meine Kameraden sagen hören: „O, sie hätten uns am liebsten schon eingestekt.“ Kürzlich verglich einer die Schweiz mit dem schönsten Mädchen der Welt. Das war ja eben kein schlechter Vergleich. Die andern Ländern der Erde, sagte er, sind die Freier. Alle streiten sich um das schöne Kind, und jeder möchte es gerne haben. Nach meiner Ansicht ist etwas Wahres daran; denn ich habe bei uns von Bürgersleuten mehrfach sagen hören, daß in dem nächsten Krieg die Schweiz aufgeteilt werde. Die Geschichte lehrt uns doppelt und dreifach, daß Verträge gemacht wurden, um nicht gehalten zu werden. So wird die Schweiz gut tun, auf der Hut zu sein und das Pulver trocken zu halten. Das lehrt uns auch der Balkankrieg.“

Als er geendet hatte, nahm er seinen Platz wieder ein. Die weiße Stirn war ihm heiß geworden. Seine Wangen glühten, und der Wirbel seines glatt gekämmten Haares kräuselte sich in die Höhe.

„Gerber!“ rief der Lehrer.

Der kleine rundliche Mann wackelte mit dem Kopf und trat ebenfalls vor die Klasse. In seinem Rock baumelte eine schwere Nidelfette. In einem Mundwinkel klebten noch einige Körnchen von dem in der Pause verzehrten Zuderbrote. Er legte ein armdickes Buch auf die Tischplatte und entfaltete einen schneeweißen Foliobogen.

„Ich habe — ich kann — ich bin nicht —“

„Anfangen!“